

Zitari

Die Legende der Weißen Maske

von

Maik Kassel

Maik Kassel

Kapitel 1: Kälte

1E199 – sechster Tag des zwölften Mondes – Hochebene Kamakais, Kyria

Beißender Rauch vermengte sich in Ech-Cho-Pahs Mund mit dem Geschmack von Schneeflocken, die der kalte Westwind wie wehrlose Beute in seinen Rachen trieb. Menschen war es möglich, mit ihren Nasen zu riechen, doch ein Zitari hatte keine Nase – nur feinschuppige, schwarze Haut.

Schier endlos weit erstreckten sich die schneebedeckten, weißen Hügel der Hochebene Kamakais vor ihm. Das Grün der wetterbeständigen Tannen zeigte sich unter den Schneelasten der Äste und der rötlich braune Fels der steinigen Berghänge erstreckte sich die Klippe abwärts, auf deren Kante er hockte, denn der Stein war zu glatt, um den Schnee zu halten. Das tiefe Blau von Wasser zeigte sich noch an vereinzelt Stellen des ansonsten überfrorenen Flusses, der sich rechts von ihm ein halbes Dutzend Meter in die Tiefe stürzte, um sich anschließend nach Süden zu schlängeln. Farben waren ihm noch immer fremd, denn in der Zwischenwelt gab es keine Farben.

Eine Schwade des dunklen Rauchs schlängelte sich an seinen Augen vorbei. Kitzelnd juckte es auf den gelben, einen Fingerbreit aus dem Schuppengeflecht seines Gesichtes herausragenden Augäpfeln. Ech-Cho-Pah wedelte mit der krallenbesetzten Rechten, um das juckende Grau zu vertreiben. Wer nicht blinzeln konnte, der hatte wenig andere Optionen.

Sein Blick glitt zurück dorthin, von wo der Rauch herüberwehte. Ein Lagerfeuer brannte am Fuß der Klippe, keinen Steinwurf weit von ebendieser entfernt. Fünf Menschen und drei Zelte zählte er, die es umringten. Die Menschen liebten Feuer. Vor allem Menschen wie diese, die sich dort unten versammelten hatten. Die, mit der hellsten Hautfarbe, den mandelförmigen Augen und den rot-silbernen Flaggen überall. Sie waren sogar in der Lage, Feuer aus ihren Händen brechen zu lassen.

Selbstverständlich waren sie jedem Zitari in einer körperlichen Auseinandersetzung dennoch erbärmlichst unterlegen, doch war es nie sein Ziel, eine solche zu provozieren.

„Käl-te.“, sprach sein knackendes Organ, aus dessen Kehle jedes Wort in der Gemeinsprache noch immer fremd und unwirklich klang. Dieses hatte gelernt, während er die Menschen belauscht hatte, denn mit ihm reden wollten sie nicht.

Auch heute war es sein Plan, zu lauschen, doch der Wind hatte andere Pläne. Er drehte nach Süden und trug die verräterischen beiden Silben die Klippe abwärts.

Kapitel 2: Feuer

1E199 – sechster Tag des zwölften Mondes – Hochebene Kamakais, Kyria

„Käl-te.“

Sabaru schreckte hoch. Hastig langte der wohlgenährte Kaufmann nach seiner Tochter, deren ängstlich verzogene Züge zwischen Wollmütze und Schal kaum zu erkennen waren. Er zog sie an sich, wollte, dass sie ihr Gesicht abwandte, doch sie folgte längst seinem Blick, der die Schieferklippen aufwärts glitt, wo sich im peitschenden Schneegestöber die Silhouette eines grotesken Wesens gegen den grauen Himmel abzeichnete, das er nicht zu benennen vermochte. Ein Dämon, vielleicht – oder ein Oni!

„Mei! Geh‘ ins Zelt! Rasch!“, forderte er seine Tochter auf, die ihr Märchenbuch mit dem linken Arm fest an sich presste. Dem Mädchen, das noch keine sechs Winter erlebt hatte, entkam nur ein verzweifertes Wimmern, ehe sie mit der Rechten in Sabarus Arm krallte. Sie würde nicht gehen.

„Mei! Geh! Sofort!“, herrschte er sie an und pflückte den Arm seiner Tochter entschieden von seinem, um sie die ersten Meter in Richtung des Zeltes zu schieben. Er zitterte, doch sie durfte seine Angst nicht sehen. Er würde stark bleiben, ganz gleich, was dieses Monster mit ihnen vor hatte – und er würde Mei beschützen.

Schlagartig stellten sich Sabarus Nackenhaare auf.

„Wofür bezahlen wir euch eigentlich?!“, brüllte Aizawa, Sabarus Reisegefährte seine Wachen an. Er hatte einen Punkt, denn genau für solche Dinge bezahlten sie die beiden Glücksritter. Gerade stand allerdings mehr Furcht in den Augen der beiden Söldner als in Sabarus oder Aizawas.

„Los! Macht eure Arbeit! Vertreibt den Oni!“, keifte Sabaru. Er vermied es, die Klippe hochzusehen, denn was dort hockte, war zwar kein Redda, doch Redda fraßen einen auf, wenn man ihnen in die Augen sah.

Furchterfüllt schnauften die beiden Söldner, legten hastig Pfeile ein und richteten die Spitzen ebendieser auf das obere Ende der Klippe. Sabaru wagte noch einen Blick. Das Monster starrte ihnen aus seinen kalten, gelben Augen entgegen. Statt Haaren schlängelten sich bläuliche Kristalle wie ein Farngewächs sein Haupt hinab und der gesamte Körper des Wesens bestand aus schwarzem Schuppengeflecht. Sabaru hatte noch nie etwas dergleichen gesehen, dennoch fuhr die Stimme des Wesens ihm durch Mark und Knochen. Die fremde Sprache klang für seine menschlichen Ohren wie das Kanacken von morschen Ästen, schlecht geölte Scharniere und splitterndes, nasses Holz.

„Feuer!“, brüllte Aizawa. „Erschießt es! Tötet es! Verbrennt es!“

Kapitel 3: Zeitlupe

1E199 – sechster Tag des zwölften Mondes – Hochebene Kamakais, Kyria

Wieso. Wieso taten sie das jedes Mal?

Ech-Cho-Pah sah die Pfeile kommen, bevor sie die Sehnen der Kurzbögen verließen. Die beiden Menschen hielten ihre Waffen derart zittrig, dass die Geschosse ihn vermutlich nicht einmal getroffen hätte, wenn er sich keinen Deut bewegt hätte, doch er hielt nicht still.

In einer fließenden Bewegung erhob er sich und katapultierte seinen Körper mit einem kräftigen Sprung in die Höhe. Erst entgegen dem vom Himmelszelt aus niederrieselndem Schneegestöber und anschließend, mit den krallenbesetzten Füßen voran, die ein halbes Dutzend Meter hohe Klippe im freien Fall hinab.

Zitari waren im Zeichen der Zeit geboren. Niemand von ihnen würde sich jemals dazu erdreisten, zu behaupten, er könne über Raum und Zeit gebieten, doch war es unbestreitbar, dass Zitari das Einzige, Ech-Cho-Pah bekannte Volk waren, das gegenüber Raum und Zeit nicht aus wehrlosen Sklaven bestand. Sie hatten ein Mitspracherecht. Gewisse Freiräume, sozusagen.

Für die bemitleidenswert miesen Augen der Menschen mochte es aussehen, als würde er genau in die Flugbahn der beiden Pfeile springen, doch Ech-Cho-Pah hatte gesehen, wie sie fliegen würden, noch bevor sie entlassen wurden. So spürte er noch den sachten Windzug der befiederten Geschosse, die ihn knapp verfehlten, ehe er wie ein Raubvogel mit den Füßen voran auf die Menschen zustürzte.

Sie schrien. Alle vier. Der Schütze, auf den er im Sturzflug zuhielt, ließ sogar seine Waffe fallen. Er, sein Waffenbruder, ebenso wie die beiden fülligen Männer froren in der Zeit ein und die Welt verlor abermals ihre Farbe. Ech-Cho-Pah kanalisierte seine Magie im Zeichen der Zeit, sodass es ihm in der still stehenden Welt gelang, die Füße nahezu schwerelos an die Brust des Schützen zu setzen, ehe er mit der krallenbesetzten Linken nahezu lasziv nach dessen Kragen griff. Die Schwerkraft konnte Ech-Cho-Pah in diesem Zustand nichts anhaben – und doch musste er die spitzen Krallen seiner Füße durch die Unmengen an Kleidung bohren, welche den Bauch den Schützen verdeckten. Erst, als er das heiße, rote Blut fließen spürte, war Ech-Cho-Pah sich sicher, dass er genug Halt gefunden hatte. Mit der freien, krallenbesetzten Rechten holte er aus und ließ die Zeit wieder in normalem Tempo weitergehen, als er gerade im Begriff war, zuzuschlagen.

Kapitel 4: Blinzeln

1E199 – sechster Tag des zwölften Mondes – Hochebene Kamakais, Kyria

Es war unmöglich. Gerade noch hatte Sabaru gesehen, wie das Monster von der Klippe sprang und sich wie ein Adler auf sie stürzte. Einen Augenaufschlag später zerriss ein ohrenbetäubender Laut, die Luft. Die Resonanz aller gegenständlichen Körper im Umfeld verzerrte sich und ein übersteuertes, reißendes Geräusch hallte unbestimmbar durch das Schneegestöber.

Noch im selben Herzschlag durchtrennte der Dämon einem der Söldner die Kehle. Ein Sturzbach aus rotem Lebenssaft ergoss sich in den Schnee und der Mann kam nicht einmal mehr dazu, zu schreien. Sabaru, Aizawa und der übrige Söldner hingegen kreischten sich die Seele aus dem Leib. Sie wichen zurück, doch es zwar zwecklos.

Nach dem nächsten Blinzeln hielt der Dämon das Kurzschwert des zweiten Söldners in der Rechten und seinen abgetrennten Kopf an den Haaren in der Linken. Blut tropfte von der Klinge. Es war, als würde die Zeit selbst ihn verspotten, so langsam, wie die roten Tropfen von der Spitze in den Schnee fielen. Im Kontrast zu den Bewegungen des Dämons, die mit dem Auge nicht einmal wahrzunehmen waren, wirkte es absurd.

Es musste ein Traum sein. Ein bitterböser, entsetzlicher Alptraum. Wieder erklang das ohrenzertrümmernde Geräusch, das wie versetzter Schall an der Klippe entlang donnerte.

„Mei! Re-“, setzte Sabaru an, doch seine Stimme wurde vom nächsten, verzerrten Knall erstickt. Ein reißender Schmerz ließ seinen Blick trüb werden. Er sah an sich herab und der Knauf des Kurzschwertes ragte aus seinem Bauch. Blut sickerte durch die dicke Winterkleidung und sein Leben rannte rasch und ohne Wiederkehr aus seinem Leib. Sabaru fiel zu Boden. Gerade rechtzeitig, um zu erkennen, wie Aizawa neben ihm mit ebenso aufgeschlitztem Bauch in den Schnee sackte.

„Me-“, setzte er nochmal an, ehe Blut und Galle seine Kehle verstopften und ihn erbärmlich husten ließen. Die schuppenbespickte Gestalt trat auf das Zelt zu. Mei stürmte heraus. Sie umfasste ihr Märchenbuch mit beiden Händen und holte aus, um es dem deutlich größeren Dämon gegen die Flanke zu schlagen. Die krallenbesetzten Pranken umfassten Meis dünne Arme. Ihr spitzer Schrei, sowie ein widerwärtiges Knacken waren alles, was Sabaru noch hörte, ehe der Tod Gnade walten ließ und ihn in seine kalte Arme schloss.

Kapitel 5: Sterben

1E200 – zwölfter Tag des sechsten Mondes – Echnota, Echo Inseln

Schwärze. Besser konnte man die Echo Inseln nicht beschreiben. Ein schwarzer Himmel, an dem sich die Sonne nie zeigte, speiste sich in ein schwarzes Meer, auf dem die Wellen vor Jahrhunderten in der Zeit eingefroren wurden. Ohne Brandung mündete das pechschwarze Wasser in schwarzen Obsidianstein, in dessen Hügel die Zitari ihre Höhlen gehauen hatten. Dort ließen sie sich nieder, wenn es nichts zu tun gab – was oft der Fall war.

Die Menschen bauten größere Höhlen aus Stein, die sie Häuser nannten. Darin lagen sie stundenlang reglos herum, wenn die Sonne in ihren Landen nicht mehr schien. Dieses Phänomen nannten sie Schlaf. Sie verspeisten auch andere Lebewesen - was Ech-Cho-Pah absurd vorkam, und tranken das Wasser aus den Flüssen. All dieses Wissen hatten ihm seine Gäste verraten, deren großteilig schon skelettierte Leiber sich im Halbkreis vor seiner Höhle aneinanderreichten.

Ech-Cho-Pah musste sie jedes Mal anketten, damit sie ihn nicht angriffen. Die Menschen starben schnell. Sie bettelten nach Schlaf, wenn er gerade einmal zwei oder drei Tage lang versucht hatte, mit ihnen zu sprechen, schrien nach Wasser und Essen, waren aber lange nicht in der Lage gewesen, zu erklären, was sie damit meinten.

Sein letzter Gast – ein Mann namens Daisuke - hatte aufgehört, zu reagieren. Leere Augen starrten durch einen Schleier aus verfilztem Haar aus den eingefallenen Augenhöhlen seines abgemagerten Gesichtes ins Nichts. Ech-Cho-Pah seufzte.

Schwere Schritte näherten sich seiner Höhle. Unverzüglich erhob sich Ech-Cho-Pah in den Stand und verneigte sich, das erbeutete Märchenbuch unter den rechten Arm geklemmt in Richtung seines Meisters, welcher eine Körperlänge vor den aufgereihten Leichen innehielt.

„Mein Qat-Urm-Lep.“, sprach Ech-Cho-Pah auf Citran. Aak-Dhe-Rhi – der Qat-Urm-Lep, was in der Gemeinsprache etwa ‚der das Quarz trägt‘ bedeutete – hob die krallenbesetzte Rechte an, um Ech-Cho-Pah zu bedeuten, dass er aufsehen durfte, was er auch tat.

„Mein Schüler.“ Aak-Dhe-Rhi schmatzte. Sein Blick fuhr skelettierten und verwesenen Körper der Menschen ab. „Du solltest sie fort schaffen. Sie gehören nicht hierher.“

Ech-Cho-Pah nickte.

„Natürlich, mein Qat-Urm-Lep. Ich werde sie entsorgen.“

„Es ist zwecklos, was du versuchst, mein Schüler. Die Menschen werden uns nie als ihre Brüder akzeptieren. Wir gehören nicht in diese Welt – und etwas an ihnen weiß das, dessen bin ich mir sicher.“

Kapitel 6: Überleben

1E200 – zwölfter Tag des sechsten Mondes – Echnota, Echo Inseln

Ech-Cho-Pah wog den Kopf hin und her.

„Nein. Ihre Brüder werden wir nie, doch vielleicht gibt es Möglichkeiten für uns, nicht der Vergessenheit anheimzufallen. Ein Platz in dieser Welt, der nicht bedingt, dass wir ihre Brüder werden.“

Aak-Dhe-Rhi entließ einen gurgelnden, nachdenklichen Laut.

„Was gedenkst du zu tun?“

Ech-Cho-Pah deutete auf die Leichen.

„Sie sterben. Wann immer sie unsereins begegnen, sterben sie, doch die Menschen sterben auch ohne unser Zutun wie die Fliegen. Sie leben nur kurz, kaum länger als fünfzig Zyklen der Schneezeit. Manchmal siebzig, selten mehr, doch sie nutzen Schriften wie diese, um sich zu erinnern.“

Er hob das Märchenbuch an.

„Was ist das?“, hakte Aak-Dhe-Rhi nach.

„*Legenden. Märchen. Geschichten.*“, sprach Ech-Cho-Pah in seiner knackenden, entstellten Aussprache der Gemeinsprache. „Sie haben viele Namen dafür. Erzählungen über Vergangenes. Berichte über das, was die Menschen vor ihnen gesehen haben und Lehren, die sie aus dem ziehen, was jenen vor ihrer Zeit widerfahren ist.“

„Und wie soll das helfen, damit wir unseren Platz in dieser Welt finden, Ech-Cho-Pah?“

Ech-Cho-Pah lächelte. Es war selten, dass ein Zitari lächelte. Freude war rar an diesem Ort, wo Raum und Zeit zur Konstante verkommen waren.

„Indem sie wir sie nicht alle töten. Einige müssen überleben, denn die Menschen erinnern sich nur an jene, die tot sind. Sie schreiben am meisten über das, was sie tötet, fürchten es und schmücken es aus. Sie Suchen nach Erklärungen für die Gräueltaten, die diejenigen begehen, die sie *Dämonen, Geister, Oni* oder *Monster* nennen.“

Aak-Dhe-Rhi rotierte seinen Kopf um beinahe neunzig Grad. Ein fragender Ausdruck unter den Zitari.

„Und du willst ein Dämon sein?“

„Nein.“, antwortete Ech-Cho-Pah und behielt sein Lächeln bei „Ich werde die Inkarnation all dessen, was die Menschen fürchten. Die größte Legende, die sie sich erzählen – das soll unser Platz auf dieser Welt werden.“

Kapitel 7: Antlitz

1E200 – sechzehnter Tag des achten Mondes – Echnota, Echo Inseln

Die perfekte Kreuzung aus all dem zu finden, vor dem die Menschen sich fürchteten, war keine leichte Aufgabe. Alles, was Ech-Cho-Pah zur Verfügung hatte, war das Märchenbuch, das er schrittweise begann zu verstehen, nachdem er sich mehr und mehr Gäste vor seine Höhle holte, um sie dazu zu nötigen, aus dem Buch vorzulesen, während sie mit dem Finger die geschriebenen Worte abfuhrten.

Wie er es dem Qat-Urm-Lep zugesagt hatte, entsorgte er zuvor die skelettierten Kadaver seiner vorigen Gäste. Er stellte fest, dass die Menschen redebereiter waren, wenn keine toten Volksgenossen neben ihnen lagen. Obgleich der Tod in ihrem Leben so allgegenwärtig war, verstörte ihn ihre unmittelbare Präsenz.

Über ihre Ängste sprachen die Gäste nur selten in brauchbarem Ausmaß. Neben dem Tod fürchteten sie um ihre Familien, ihre Freunde, davor, nicht zurück nach Hause zurückzukehren und – ihn. Ein guter Anfang, doch nicht genug.

Seine Studien des Märchenbuches ergaben, dass Menschen sich vor dem fürchteten, was sie nicht verstanden, doch ganz so einfach ging die Rechnung nicht auf. Es musste Raum für Spekulation bleiben. Bekannte Merkmale, die sie anderen Schrecken zurechnen konnten.

Auf Maisteff gab es etwas, das die Menschen ‚Tiere‘ nannten. Niedere Lebewesen, die den Menschen ähnlich weit unterlegen waren, wie die Menschen den Zitari. Einige von ihnen hatten Schuppen, wie die Zitari sie trugen. Die Schuppen waren also ein Merkmal, das den Schluss in den Menschen zuließ, die Zitari wären ihnen unterlegen.

Kleidung musste her. Schwarze Roben hielt Ech-Cho-Pah für einen angemessenen, ersten Ansatz, denn die Menschen fürchteten auch untereinander. Es gab Vereinigungen von ihnen, die sich ‚Kulte‘ nannten. Menschen, die anderen Menschen Furchtbares antaten. ‚Schatten‘ war ein Begriff, der oft fiel. Menschen wurden im Zeichen unterschiedlicher Elemente geboren. Mit jenen im Zeichen des Feuers hatte er ausgiebig Bekanntschaft gemacht, doch es gab scheinbar noch ganze Zivilisationen von Menschen abseits dessen, was er bereits gesehen hatte und nun als ‚Kaiserreich Kyria‘ benennen konnte.

Diesen ‚Schatten‘ wollte er ähneln. Ein Stück weit. Eine weitere Zutat für sein konstruiertes Antlitz des Schreckens, zu dem er sich aufschwingen wollte, waren die *Oni*. Wie die Menschen bevölkerten auch diese Wesen den Bereich nordwestlich der Echo Inseln.

Kapitel 8: Maske

1E200 – zwanzigster Tag des achten Mondes – Eisenberge, Kyria

Maske. Dieses Wort tauchte wieder und wieder im Märchenbuch auf. Es war schwierig, zu fassen, was für die Menschen als Dämon galt. Die *Oni* und die *Redda* waren wohl die prägnantesten Beispiele – und beide trugen Masken. *Oni* hatte Ech-Cho-Pah schon selbst gesehen, doch die *Redda* waren nicht real. Wieso auch immer man sich etwas ausdachte, um sich davor zu fürchten. Die *Oni* waren große, kräftige, humanoide Wesen mit Beißern wie Insekten und einem maskenartigen Chitinauswuchs im Gesicht, der wie ein Schädel geformt war, von zwei Hörnern auf Stirnhöhe geschmückt wurde und dunkelbraune bis schwarze Töne annahm.

In den warmen Monden waren die Reiche der Menschen in vollkommen andere Farben getaucht. Statt des blendenden Weiß der Schneemonde durchzog ein saftiges, kräftiges Grün die Wiesen und Felder, über die Ech-Cho-Pah hinweg hetzte, wobei ihn jeder Schritt weiter trug, als ein Mensch mit einem Bogen schießen konnte.

Für sie war er wie der Wind: Nicht zu fassen, schwer zu deuten und ohne Gestalt. Wie herrlich schrecklich wäre es, wenn sie den Wind eines Tages als seinen Vorboten fürchten würden?

Der Gedanke ließ ihn frohlocken, als er sich mit dem Fuß vom Boden abstieß und seine schwarze Robe im Wind flatterte, die er einem der Menschen abgenommen hatte, welchen die Anderen als ‚Schatten‘ bezeichnet hatten. Ein faszinierendes Exemplar, das ihn Dinge hat sehen lassen, die eigentlich gar nicht da waren. Kein Wunder, dass die Menschen aus dem Kaiserreich die Schatten fürchteten, denn sie konnten das Unverständliche und Unerklärliche erschaffen.

Leicht wie eine Feder landete Ech-Cho-Pah auf dem weißen Stein, welcher die wettergegerbten Hänge der Eisenberge säumt. Die Menschen kannten zwei weiße Steine, für die sie unterschiedliche Namen hatten. *Kalk* und *Marmor*. Marmor nutzten sie, um ihre vergängliche Herrlichkeit zur Schau zu stellen, doch für Kalk hatten sie keinerlei Verwendung.

Testweise legte er die krallenbesetzte Rechte auf den Stein, der unter seinem widernatürlich festen Griff etwas nachgab.

„*Kalk*.“, entkam es ihm mit der knackenden Aussprache der primitiven Gemeinsprache. Ja, Kalk wäre die richtige Wahl. Ein Stein, der dem Marmor in seiner Erscheinung ähnlich genug war, doch für die Menschen noch nicht mit Bedeutung bedacht wurde. Er, Ech-Cho-Pah, würde den leblosen Stein eine Bedeutung schenken.

Kapitel 9: Bindung

1E200 – einundzwanzigster Tag des achten Mondes – Echnota, Echo-Inseln

Echnota war ein trostloser Ort. Ech-Cho-Pah wünschte sich, dass es eines Tages so prachtvoll aussehen würde, wie die Städte der Menschen.

Die Städte der Menschen waren vergänglich. Zahllose von ihnen hatte er schon gesehen, die von Wind, Wetter und der Hand anderer Menschen wieder zu bröckelnden Ruinen aus Stein und verkohltem Holz wurden, doch die Echo-Inseln waren anders.

Hier, abseits von Wind und Wetter, kniete Ech-Cho-Pah in einem Kreis seiner mit überkreuzten Beinen meditierenden Brüder in einem Krater, den sie in den schwarzen Obsidianstein gehauen hatten. Außer ihm waren sie allesamt nackt und hatten ihre krallenbesetzten Füße hinter dem Kopf verschränkt, was für Zitari keine komplizierte Haltung war.

Der Qat-Urm-Lep saß Ech-Cho-Pah gegenüber und hatte den Oberkörper in einer Brücke nach hinten gekrümmt, bis sein endlos langer, blauer Quarzauswuchs am Kopf sich einem Fächer gleich über den Boden verteilte. Er rezitierte auf gurgelnde Art und Weise zeitlose Anrufungen auf Zitran, während Ech-Cho-Pah sich die weiße Maske ins Gesicht presste, die er in den vergangenen Tagen aus dem Kalkstein gehauen hatte. Sie war schlicht und glich grob der Hälfte eines Kreises. Die einzigen beiden Öffnungen boten den gelben Augen Platz zum Sehen. Ech-Cho-Pah spürte, wie die Maske durch das uralte Ritual des Kas-Ahr-Sho zu einem Teil des Ganzen wurde. Sie wurde ein Teil der Zitari, ein Teil von Ech-Cho-Pah und jedem seiner Brüder. Schon nach wenigen Stunden verwuchs die Maske mit seinem Gesicht, was für Zitari eine lächerlich kurze Zeitspanne war, denn um über das Kas-Ahr-Sho einen neuen oder gefallenen Bruder zu rufen, würden sie hier Wochen, gar Monde in trister Stille sitzen.

Es fühlte sich großartig an. Seine Stimme erfuhr durch die Kalkmaske einen gedämpften Klang, der wie widerhallendes Flüstern klang, als es vollbracht war.

„Seht, meine Brüder!“, sprach er auf Zitran zu ihnen und breitete die Arme aus. „Seht die Geburt unseres Volkes! Die Geburtsstunde der Legende, die uns endlich mit Sinn erfüllen wird!“

Kein Jubel folgte seinen Worten. Die Meisten seiner Brüder lösten schlicht ihre verschränkte Haltung auf und zogen sich in ihre Höhlen zurück. Einige jedoch beäugten ihnen aus den hervorstechenden, gelben Augen. Leben kroch in ihre toten Züge, denn Ech-Cho-Pah war anders geworden als sie. Die Kleidung und die Maske ließen ihn fast wie einen Teil dieser Welt wirken.

Kapitel 10: Trennung

1E201 – dreizehnter Tag des zehnten Mondes – Niederungen, Keryo

Im Herbst schillerte das Laub der Akazienbäume immer so wunderschön. Keiko liebte den Anblick, seit sie ein kleines Mädchen war, zumal die im Sommer so gleißend heiße nun etwas Gnade mit ihr und den Anderen hatte, während sie sich auf den Reisfeldern den Buckel krumm schufteten.

Zum Glück war die Arbeit für heute getan, die Ernte verladen und sie war, gemeinsam mit ihrem Sohn, auf dem Weg nach Keryo. Sie passierten Stadttore, die in die hohe Mauer eingelassen waren und der Lärm des Parkdistriktes, in dem bereits zahllose Stände aufgebaut wurden, prasselnde wie strömender Regen auf sie nieder.

„Mama, schau nur! Sie haben Lampen für das Lichterfest!“, rief Kito, ihr Sohn, und zeigte aufgeregt auf einen Stand, wo Papierlaternen für das alljährliche Lichterfest verkauft wurden. Ein Mann mit einem langen Schnurrbart, der ihm schon bis unters Kinn wuchs, prahlte dort begeistert, dass seine Laternen die Besten der ganzen Stadt wären, dabei waren es schmucklose, amateurhaft bemalte und stellenweise schon rissige Papierwände, die auf ein Bambusgestänge gespannt wurden, bei dem fraglich war, ob es die zwei Wochen bis zum Lichterfest überhaupt überlebte.

Ein reißennder Windhauch wirbelte durch die Straßen und ließ die Blätter aufwärts in Richtung Himmel tänzeln. Keiko kniff die Augen zusammen und zog Kito an der Hand weiter.

„Das ist nur Ramsch, Kito. Lass' dich nicht vera-“, setzte sie an, ehe Kito vom starken Zug seiner Mutter stolperte. Glaubte sie zumindest, denn als sie nach links sah, weiten sich ihre Augen und ihr schrilles Kreischen schallte durch den ganzen Parkdistrikt. Wo vor Herzsschlägen noch Kitos Kopf war, prangte nun ein abgetrennter Stumpf auf den Schultern des Jungen, aus dem die Hauptschlagader Fontänen aus Blut schoss.

Zügig stimmten andere Stimmen in ihr Kreischen ein, Kinderleiber fielen wie Reissäcke in den Straßen tot zusammen und auf der Spitze jener Statue, die in der Mitte des Springbrunnens prangte, der zentral auf dem Marktplatz platziert war, stand eine in einen schwarzen Mantel gehüllte Gestalt mit einer weißen Maske, die

gackernd und schnatternd lachte, während sie ein Bündel aus blutigen Kinderköpfen an den Haaren gen Himmel reckte.

Kapitel 11: Stoff

1E201 – dreißigster Tag des zehnten Mondes – Echnota, Echo-Inseln

„Es ist so... Weich.“, erklangen die leise klackernden Worte aus dem Mund von Har-Lin-Har. Ech-Cho-Pahs Bruder strich mit befremdlichem Ausdruck über den feinen Stoff des schwarzen Mantels, den Ech-Cho-Pah ihm geschenkt hatte. In den letzten Monden hatte auch er die Robe, die er ursprünglich selbst trug durch eine Hose, ein schmuckloses Oberteil und einen schwarzen Mantel ersetzt. Es schränkte die Bewegungsfreiheit weniger ein, bot aber etwa denselben Anblick.

„Du wirkst fassbarer, Har-Lin-Har. Ich glaube, du bist bereit, mein Bruder.“

„Dann... Soll es heute geschehen?“

„Ja.“, antwortete Ech-Cho-Pah, wandte sich in seiner Höhle um und trat auf eine von vier Schwertlanzen zu. Sie lagen in seiner Höhle auf einem Ebenholzschränkchen drapiert. Ein rotes, rautenförmiges Seidentuch war unter ihnen ausgebreitet, sodass die dreieckigen Spitzen an allen Seiten leicht herunterhingen. Die Menschen hielten es oft so, wenn sie ihnen heilige Stätten herrichteten. Darüber hinaus glimmten Kerzen in Papierlaternen in seiner Höhle, die er von seinen Raubzügen aus dem Kaiserreich mitgenommen hatte. Zitari brauchten zwar kein Licht, um in der Schwärze der Echo-Inseln zu sehen, doch es machte sein Heim irgendwie greifbarer.

Einige seiner Brüder sahen es ähnlich. Sie wollten mehr als schwarzen Obsidianstein ihr Eigen nennen.

Har-Lin-Har war der Erste von vielen, die wie Ech-Cho-Pah auf Raubzüge gingen. Nach und nach veränderte sich die triste Schwärze der Echo-Inseln. Höhlen wurden von Lampen und Kerzenhaltern erhellt, schwarzer Obsidianstein mit roten und weißen Teppichen bedeckt und erste Zitari entdeckten etwas, von dem nie zuvor einer von ihnen gehört hatte:

Spaß.

Die Menschen hatten Spaß an vielen Dingen. Die meisten implizierten eine Art Wettstreit und es gab Spiele, die auf verschiedenste Arten das Geschick der Spielenden testeten.

Fasziniert sah Ech-Cho-Pah dabei zu, wie Echnota sich veränderte, doch nicht jedem gefiel, was geschah.

„Wir verlieren uns.“, sagte der Qat-Urm-Lep eines Tages zu ihm. Ech-Cho-Pah wollte ihm widersprechen, doch er wagte es nicht, in Gegenwart seines Meisters das Wort gegen ihn zu erheben. So sprach er in stiller Einkehr, nachdem Aak-Dhe-Rhi fort war zu seinem nunmehr leeren, roten Tuch auf dem Ebenholzschränkchen.

„Wir können uns nicht verlieren, denn wir waren... Nichts.“

Kapitel 12: Metall

1E248 – dreißigster Tag des zehnten Mondes – Madokawa, Tiefebene Kamakais, Kyria

„Die weiße Maske! Die weiße Maske ist hier!“, schrie einer der mit den kümmerlichen Speeren der kaiserlichen Armee bewaffneten Männer, die das Dorf verteidigten. Etwa ein Dutzend von ihnen war noch übrig, eine gute Handvoll lag zerstückelt am Boden. Den Kopf von einem der Soldaten trug Ech-Cho-Pah noch in der krallenbesetzten Linken, deren Finger sich in die Augäpfel des Menschen gebohrt hatten, während er mit rechts die blutige Schwertlanze umfasste, die seit fast fünfzig Jahren sein Begleiter bei diesen Raubzügen war.

Unter hilflosem Heulen und Schreien flohen die unbewaffneten Menschen in ihre hölzernen Häuser, verrammelten die Türen und barrikierten die Fenster. Lächerlich. Als könnten ein paar zersägte Bäume ihn aufhalten. Was blieb, waren die Speerträger, die ihre spitzen Waffen mit zittrigen Händen auf ihn richteten.

Wie viele von ihnen könnte er wohl bei einem einzigen Lauf durch die Nischen der Zeit töten? Er beschloss, es herauszufinden. So nahm Ech-Cho-Pah Anlauf und fokussierte seine Magie im Zeichen der Zeit, bis die Welt um ihn herum stillstand. Seine innere Uhr begann zu ticken. Die Zeitspanne, in welcher er die Welt um ihm herum anhalten konnte, war begrenzt. Den ersten drei schnitt er die Kehlen durch, doch das kam ihm zu fad vor, also versuchte er bei den nächsten beiden ein Kunststück.

Er trennte ihre Köpfe mit raschen Hieben vom Körper. Ihre Häupter blieben, ebenso wie die Blutspritzer und zerrissenen Hautfäden, in der Luft stehen, nur leicht auf den Schultern verrückt und mit demselben ängstlich verbissenen Ausdruck, wie in den letzten Sekunden ihres Lebens. Ob ihr Augenlicht noch einen Herzschlag weiter funktionierte, nachdem sie ihren Kopf verloren?

Ech-Cho-Pahs legte die Schwertlanze ab und hob den kahlen Kopf des ersten Soldaten von dessen Schultern, um ihn mit jenem des zweiten Soldaten zu tauschen, dessen schulterlanges Haar nassgeschwitzt vor Angst war. Ein leises Gackern entkam ihm in seiner Nische der Zeit, in der alles außer ihm stillstand, als der Kopf des breiten Glatzkopfes deplatziert auf dem Körper des schmalen Langhaarigen prangte – und andersherum.

Entspannt trat er zurück zu seiner Waffe, hob sie auf und trat auf den nächsten Soldaten zu, als ihn plötzlich Schwindel befiel. Wankend straukelte er vor, um in die Züge des Speerträgers zu blicken, der sein nächstes Opfer werden sollte.

Kapitel 13: Hoffnung

1E248 – dreißigster Tag des zehnten Mondes – Madokawa, Tiefebene Kamakais, Kyria

Ryo riss die Augen in Entsetzen auf, als sich die weiße Maske direkt vor ihm befand. Vor ein Augenaufschlag war der Dämon noch einen guten Steinwurf entfernt. Er registrierte gar nicht, dass Ushiro und Nabu die Köpfe getauscht bekommen hatten, sondern konnte nur instinktiv reagieren – und das tat er, indem er seinen Speer mit einem verbissenen Schrei vorwärts rammte.

Es knackte, als die eiserne Spitze die schwarze Kleidung des Dämons durchdrang und sich ins Schuppengeflecht darunter fraß.

Die bösertige Gestalt fror in der Bewegung ein, stieß einen gurgelnden Schrei aus, sackte auf die Knie und begann, sich wie ein Leinensack, den man falten und verstauen wollte, zusammenzuziehen. In Schreck ließ Ryo seinen Speer los und starrte fassungslos auf den Körper der Kreatur, deren Maske sich ebenfalls zusammenzog, als wäre sie aus Stoff, nicht aus Kalk. Zurück blieben eine schwarze Hose, ein schlichtes schwarzes Oberteil, ein schwarzer Mantel und sein Speer, an dessen Spitze kein einziger Tropfen Blut klebte. Sonst nichts.

An diesem Abend feierten die Menschen von Madokawa ein großes Fest. Trotz ihrer Toten, die auf altehrwürdige Weise ihre Feuerbestattungen erhielten, lachten, sangen und tanzten die Menschen im Schein der Scheiterhaufen, denn das Schreckgespenst, welches das Kaiserreich seit Jahrzehnten terrorisierte, war fort.

Ryo wurde zu einem gefeierten Helden. Das ganze, nächste Jahr über kamen Pilger aus dem ganzen Kaiserreich in den kleinen Weiler, um den Mann zu sehen, der die weiße Maske besiegt hatte. Zunächst hatte es ihn mit Stolz erfüllt, dann begann er zu prahlen, schmückte die Geschichte aus und erfreute sich mehr an Sake und willigen Bewunderinnen, statt seine Künste an der Waffe weiter zu schärfen.

Eines Tages, als er gerade aus dem örtlichen Schankhaus wankte, seinen Gürtel öffnete und sich mit einem trunkenen Ächzen zu erleichtern begann, trat eine Gestalt aus dem Schatten der Nacht in sein Blickfeld. Sein Herz blieb stehen, als ihn gelbe Augen durch die Lücken einer weißen Kalkmaske ansahen. Nur für Herzsschläge konnte er schreien, ehe der kalte Stahl einer Schwertlanze seine Gedärme im Bauch aufschlitzte, dann war er tot.

So, wie jeder Andere im Dorf, als die Sonne am nächsten Morgen über Madokawa aufging und nur noch einen Haufen an blutigen, abgetrennten Köpfen erhellte, die mit Gedärmen garniert auf dem Platz vor dem Brunnen thronen.

Kapitel 14: Kopf

1E250 – dreißigster Tag des zehnten Mondes – Platz der lodernden Erhabenheit, Kyria

Köpfe waren durchaus wirkungsvoll. Das stellte Ech-Cho-Pah immer wieder fest. Wie viel Freude hatte es ihm letzte Nacht bereitet, die Girlanden aus Papierlaternen, welche die Menschen zum Lichterfest in der Hauptstadt ihres Kaiserreiches aufgespannt hatten, mit Seilen zu ergänzen, an denen die Köpfe ihrer Kinder aufgefädelt waren. Kinder waren die Schwachstelle der Menschen. Nichts bereitete ihnen mehr Kummer, als diese winzigen, nutzlosen Kreaturen sterben zu sehen. Das hatte er früh gelernt und seitdem dieser elende Nichtsnutz von Speerträger ihn getötet hatte und seine Brüder Monde im Kas-Ahr-Sho verbringen mussten, um ihn aus der Zwischenwelt zurückzuholen, hatte er noch viel mehr Freude daran, den Menschen Leid zuzufügen, als zuvor.

Heute sollte seine Legende eine neue Stufe erreichen. ‚Unsterblich‘, nannten ihn die Menschen seit dem Massaker in Madokawa – und diesem Ruf würde er gerecht werden. Kyria – die Hauptstadt des gleichnamigen Kaiserreiches - hatte er bislang gemieden. Zu groß war das Risiko, hier getötet zu werden und zu groß die Mühen, die er dadurch seinen Brüdern abverlangen müsste. Heute war es ihm gleich. Überall waren im Licht der untergehenden Sonne Wachen stationiert, die ihren aufmerksamen Blick über den Festplatz behielten, der so groß wie ein gewöhnliches Dorf war. Ech-Cho-Pah stand auf einer hohen Pagode mit weit auskragendem Dach und blickte auf hunderte Menschen herunter, die sich mit ihren Laternen auf dem gepflasterten Stein nebeneinander quetschten, eingepfercht zwischen den Fassaden der den Platz einschließenden Häusern. Die Dächer Kyrias erstreckten sich weiter, als ein Mensch sehen konnte.

Er war umringt von Feinden. Genau die richtige Bühne, für seinen fulminanten nächsten Akt, wie man im Theater sagen würde. Eine kulturelle Tradition, welche die Zitari inzwischen von den Menschen übernommen hatten. Nicht mehr lange und Echnota würde ähnlich stark erblühen, wie es Kyria tat.

Sollte er beginnen? Oder noch warten, bis es dunkel wurde? Letzteres würde ihm einen Vorteil gegenüber den mit kümmerlichem Augenlicht gestraften Menschen verschaffen, doch die Ungeduld in ihm siegte. Mit einem Sprung, der abermals Raum und Zeit überwandte, stieß er sich vom weit auskragenden Dach der Pagode ab und stürzte sich, wie ein Greifvogel, mit den klauenbesetzten Füßen voran in die Menschenmenge.

Kapitel 15: Zahl

1E250 – dreißigster Tag des zehnten Mondes – Platz der lodernden Erhabenheit, Kyria

Maru war Hauptmann der Rotschwingen. Sie waren eine von vier Spezialeinheiten, die am Platz der lodernden Erhabenheit aus einem einzigen Zweck stationiert waren: Die weiße Maske einfangen.

Vier Spezialeinheiten mit insgesamt über sechzig Soldaten. Dazu noch einmal dieselbe Menge an gewöhnliche Stadtwachen an ihren Posten. Vier Paare an Diathril Manschetten waren ihre Geheimwaffe. Dieses äußerst seltene Material, welches Händler vor kurzem aus dem weit entfernten Zan-Rya Gebirge ins Kaiserreich brachten, war in der Lage jeden Einsatz von Magie zu unterdrücken. Wenn es ihnen nur gelang, dass einer von ihnen...

Seine Gedanken wurden durch einen gellenden Schrei unterbrochen. Etwa zwei Steinwürfe entfernt, inmitten der Menschenmenge brach Panik um das Schmatzen von aufgerissenem Fleisch herum aus.

Es hatte begonnen.

Maru trug keine Waffe. Er hielt lediglich die beiden geöffneten Manschetten in den Händen und rannte los. Vorbei an flüchtenden Zivilisten und Kindern rempelte er sich in seinem Lamellarpanzer einen Weg durch die Massen. Der nächste Schrei erklang drei Steinwürfe näher in Richtung der Pagode der lodernden Erhabenheit. Mist. Er musste einen Haken schlagen, doch das Meer aus schwitzender Unterschicht hinderte ihn daran, zügig genug über das Pflaster zu hetzen. Es war ihre einzige Chance, diese Gräueltaten aufzuhalten. Entrüstete Todesschreie vermengten sich mit der konsumierenden Panik der Masse zu einem wilden Getöse. Obgleich die Sonne noch nicht untergegangen war, ließen die Menschen ihre Papierlaternen fallen, in denen die noch nicht entfachten Kerzen ruhten. Papier und Bambus knackten unter den trampelnden Füßen der Fliehenden, doch nach kurzer Zeit stellte Maru mit Einsetzen fest, dass auch Knochen zerbrachen. Kinder, Alte und Gebrechliche fielen der Massenpanik zum Opfer und wurden unter den Stiefelsohlen der Gesunden wie Abfall in den Straßen zertrampelt. Er kämpfte gegen die Übelkeit an, als er endlich im Umfeld der weißen Maske angelangte.

Ein grob kreisrunder Freiraum hatte sich um den Dämon im schwarzen Mantel gebildet. Nur die Leichen von Zivilisten und Soldaten säumten den Boden um ihm herum, während ein halbes Dutzend Soldaten das Monster in Schach hielt. Eine einzelne Diathrilmanschette heftete bereits am rechten Handgelenk der weißen Maske.

Er hatte nur eine einzige Chance.

Kapitel 16: Realität

1E250 – dreißigster Tag des zehnten Mondes – Platz der lodernden Erhabenheit, Kyria

Ech-Cho-Pah wusste nicht, was das silberne Metall an seinem rechten Handgelenk bedeutete. Einer der Menschen war ihm unbewaffnet entgegengestürzt und hatte es an seinen Unterarm geheftet. Es juckte auf eine sehr unangenehme Weise, doch er hatte gerade schlichtweg keine Zeit, sich des Metalls zu entledigen. Er musste den Spielraum, den ihm die Nischen der Zeit einräumten klug nutzen, denn er stand einer absurden Übermacht an bewaffneten Menschen gegenüber.

Eine Handvoll Soldaten blieb, die ihn mit den Speeren voran eingeschlossen hatten – und in den Augenwinkeln erkannte er schon Weitere, die sich gegen den Strom der dümmlichen, fliehenden Menschen in seine Richtung kämpften. Es amüsierte ihn, dass die Menschen sich gegenseitig zertrampelten, während sie vor seiner Gegenwart flohen.

„Jetzt!“, brüllte einer der Bewaffneten, als die nächste Ladung Futter für seine Schwertlanze in den Freiraum voll Leichen drang, der sich um sich herum auf dem gepflasterten Platz gebildet hatte.

Ech-Cho-Pah kanalisierte seine Kräfte und bevor die Speerträger auf ihn zustürmen konnten, fror die Zeit um ihn herum ein.

Ein ungutes Gefühl beschlich ihn, denn obgleich er in den Nischen der Zeit verweilte und sich nichts um ihn herum bewegte, hörte er Schritte hinter sich.

Er wandte sich um und mit der widernatürlichen Präzision, über welche die Zitari im Gegensatz zu den Menschen verfügten, ergriff seine freie, klauenbesetzte Linke den Hals eines Menschen, der auf ihn zugestürzt war – obgleich die Zeit stillstand.

„Wieso... Bist du... Frei?“, fragte er durch den dumpfen Widerhall der Maske in Richtung des Menschen, der mit weit aufgerissenen Augen in seinem Würgegriff lag. Der Mann war nicht bewaffnet, doch seine Handgelenke waren auch in dieses schillernde Metall eingesperrt. Ech-Cho-Pah wusste nicht, mit was er es zu tun hatte, also holte er mit der Rechten aus und trieb die Schwertlanze in den Wanst des Menschen, bevor dieser antworten konnte.

Allerdings gelang das nicht, bevor Maru die silberne Manschette, die er zuvor vom Boden aufgelesen hatte, um Ech-Cho-Pahs linken Unterarm schlang und mit einem Klicken verschloss.

Der Schrei des Menschen erfüllte die Luft um Ech-Cho-Pah, der wie das Innenleben eines ausgeweideten Menschen aus den Nischen der Zeit gerissen und zurück in die Realität geworfen wurde.

Wie ihm alsbald bewusst wurde, war er zwar unsterblich, doch nicht unbesiegbar.

Kapitel 17: Legende

1E300 – vierzehnter Tag des achten Mondes – Komari Turm, Kyria

Ein fensterloser Raum, kalter Stein, der alle sechs Wände säumte – Decke und Boden mit eingerechnet – und keine Tür. Es gab mal eine, vor fünfzig Jahren, als man ihn hier eingesperrt hatte, nachdem man ihm die verhassten, silbernen Armschienen angelegt hatte, doch die Menschen hatten sie zugemauert. Jedes Jahr öffneten sie in der Decke ein kleines Loch, um zu sehen, ob er noch hier war. Jedes Jahr starrte er in den kurzen Herzsschlägen, in denen Licht in sein ewiges Gefängnis fiel auf ebendieses Loch, um nach einem Ausweg zu suchen, doch es gab keinen. Jedes Jahr wuchs sein Hass auf die Menschen mehr.

Es dauerte zehn Jahre, bis er einen Plan fasste, um diesen Ort verlassen zu können, der erschreckende Ähnlichkeit zu den Echo-Inseln aufwies, bevor er, Ech-Cho-Pah den Zitari gezeigt hatte, was es bedeutete, zu leben und seine Brüder ihre Heimat zu einem besseren Ort machten. Vier schwere Eisenketten waren an seinen Händen und Beinen angebracht, die ihn dazu zwangen, mit ausgestreckten Gliedmaßen auf dem Boden zu liegen. Die einzige Option diesen Ort zu verlassen, war es, zu sterben und durch das Kas-Ahr-Sho zurückzukehren, doch ein Zitari spürte weder Hunger noch Durst, er brauchte keine Luft zum Atmen, und in seinen Adern floss kein Blut. Man konnte ihn verstümmeln, so viel man wollte, doch nur, wenn das Quarzherz in seiner Brust beschädigt wurde, sei es durch große Lasten, einen Stich, Feuer oder Sonstiges, starb er.

So wartete Ech-Cho-Pah, Jahr für Jahr, bis das Eisen der Metallketten allmählich dem Verfall aller Dinge auf Maisteff anheimfiel. Tag und Nacht zerrte er an seinen Ketten und versuchte, sie mürbe zu machen. Es dauerte fünfzig Jahre, bis er spürte, dass die Verankerungen im Fels nachgaben. Wieder wartete er den Tag ab, an dem die Menschen durch ihr kleines Loch zu ihm runter sahen. Wieder hielt er ihren Blick mit unbeschreiblichem Hass. Er wartete nur eine einzelne Nacht, ehe er die erste Kette aus ihrer Verankerung riss und begann, mit der nun mehr freien, krallenbesetzten Rechten, die schuppige Haut seiner Brust, knapp unter dem Punkt, wo sich seine Rippen teilten, aufzukratzen. Tag und Nacht war er damit beschäftigt, sich zu verstümmeln, und es dauerte eine ganze Woche, bis er genug Fleisch beiseitegeschabt hatte, um sein Quarzherz freizulegen.

Er führte die Finger der krallenbesetzten Hand zusammen und gab sich den Todesstoß.